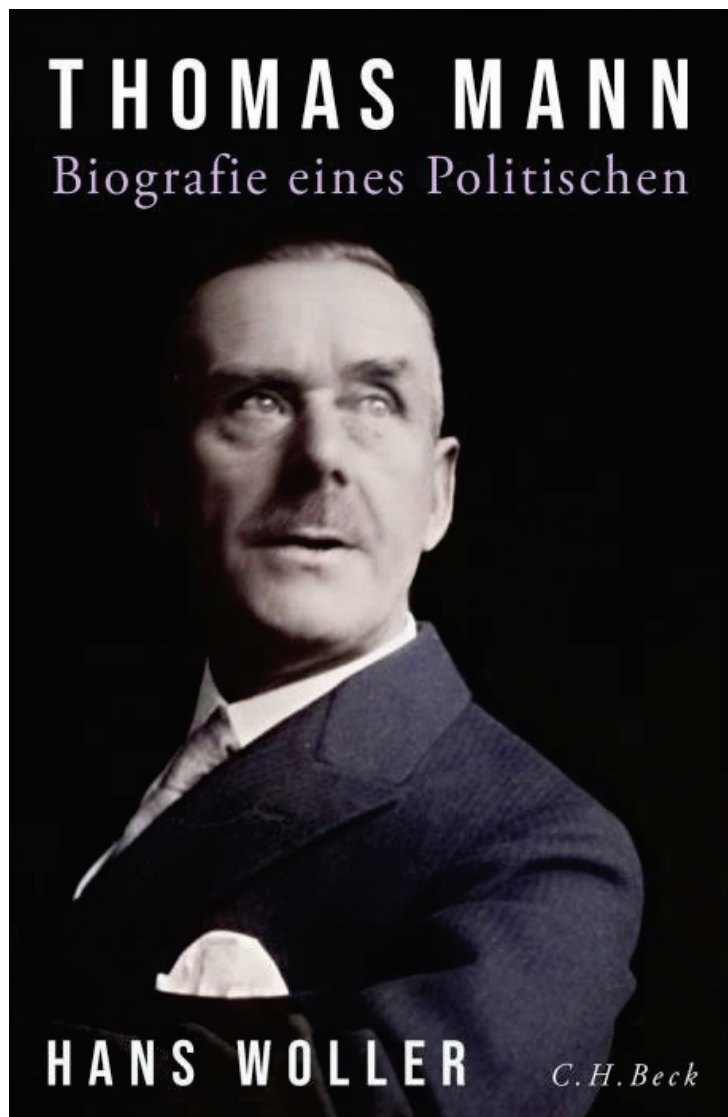


Unverkäufliche Leseprobe



Hans Woller
Thomas Mann

Biografie eines Politischen

2026. 495 S., mit 17 Abbildungen
ISBN 978-3-406-83036-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/37979252>

Hans Woller
THOMAS MANN

Hans Woller

THOMAS MANN

Biografie
eines Politischen

C.H.Beck

Mit 17 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv /

Fotograf: unbekannt

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 83036 5

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

INHALT

Einleitung	9
1. Die Erfindung des Spätzünders <i>Die Inkubationszeit des Politischen</i>	21
2. Der Schreibtisch als Schützengraben <i>Thomas Manns Kriegsschriften als Kreuzzug gegen die Demokratie und Gewissensprüfung</i>	39
3. Flirts mit links und rechts <i>Auf der Suche nach einer neuen politischen Identität</i>	59
4. Demokratische Wende 1922? <i>Der Patrizier als Nothelfer der Weimarer Republik</i>	73
5. Wider den «Hakenkreuz-Unfug» <i>Der Nobelpreisträger als Gegenspieler Hitlers</i> . . .	85
6. Marx und Hölderlin <i>Der Romantiker und die politische Linke</i>	101
7. «Damenhaft in seinen Schmerzen»? <i>Thomas Manns Schweigen im Schweizer Exil</i> . . .	119

8.	Ex oriente lux?	
	<i>Moskauer Avancen und Ausbürgerung</i>	143
9.	Das «Kindervolk der Amerikaner»	
	<i>Annäherung an die Neue Welt</i>	159
10.	Der «Rollstuhl-Cäsar»	
	<i>Franklin D. Roosevelt, Thomas Mann</i> <i>und die neue Demokratie</i>	175
11.	«Hitlers gefährlichster Feind»	
	<i>Thomas Mann im politischen Nahkampf</i>	193
12.	«Ein Volk von Amokläufern»	
	<i>Thomas Mann und die Deutschen im Krieg</i>	209
13.	Persona non grata	
	<i>Thomas Mann im Deutungskampf</i> <i>um Schuld und Sühne</i>	237
14.	«Gangsterland» Amerika	
	<i>Irritation und Ärger über die Neue Welt</i>	251
15.	«Nützlicher Idiot und Mitläufer?»	
	<i>Thomas Mann zwischen Ost und West</i> <i>im Kalten Krieg</i>	273
16.	Der Zauberer als Zauderer?	
	<i>Thomas Mann und die zwei deutschen Staaten</i> . .	297
17.	«Air-conditioned nightmare»	
	<i>Der verbitterte Abschied von Amerika</i>	317
18.	Thomas Manns Vermächtnis	
	<i>Gesamtdeutsche Repräsentanz</i> <i>und Weltregierung</i>	341

Post mortem

Der missbrauchte Mann? 367

ANHANG

Anmerkungen 379

Quellen und Literatur 455

Abkürzungen 487

Verzeichnis der Abbildungen 488

Personenregister 489

EINLEITUNG

Thomas Mann ahnte Schlimmes. Allein die «Buddenbrooks» seien dazu bestimmt zu bleiben.¹ Seine anderen Romane und die Novellen würden bald vergessen sein – «ein leichter Raub der Vergänglichkeit», nur ein «rasch verstaubendes Kuriosum für Archivare», wie er mit Blick auf den Joseph-Roman schrieb.²

Vieles deutet darauf hin, dass ihn seine Ahnungen nicht trogen. «Joseph und seine Brüder» ist mit über 1800 Seiten tatsächlich eine Art «Geheimbuch»³ geblieben. Auch seine leichter zugänglichen literarischen Werke teilen mittlerweile das Schicksal anderer Klassiker, oft genannt, aber selten gelesen. Das gilt auch für «Doktor Faustus», den «Zauberberg» und die Romane «Lotte in Weimar» und «Der Erwählte», die Leser höchsten Bildungsgrades voraussetzen, wie es sie in dieser spezifischen Form kaum mehr gibt. Selbst «Der Tod in Venedig» und sogar «Tonio Kröger», früher Pflichtlektüre an allen höheren Schulen, haben ihren Platz im Kanon unveräußerlicher Bildungsgüter schon fast eingebüßt. Die geistreichen Spiele mit Goethe und Schiller, die kritischen Liebeleien mit Schopenhauer, Nietzsche und Wagner, überhaupt die elitären Künstlerprobleme und das Spannungsverhältnis von Geist und Leben – wen lockt und packt das noch?

Ob sich dieser Trend stoppen oder gar umkehren lässt, darf bezweifelt werden. Das Feierjahr 2025 mit seinen Kaskaden an Veranstaltungen und Veröffentlichungen bietet wenig Anlass für Hoffnung, noch weniger die publizistische Ausschlichtung der «amazing family», deren Schicksale als deutsche Royals vieles zu bieten haben, was Königshäuser seit Shakespeare scheinbar so unwiderstehlich und interessant macht: Beziehungsdramen, Suizide, Drogen, literarische Brudermorde und eine Vielzahl sexueller Abenteuer jeder Art.⁴ Auch das verjährt!

Schutz vor der «Gleichgültigkeit historischer Ruhmesruhe»⁵ findet Thomas Mann vermutlich nur dann, wenn er endlich, jenseits von Kunst und Kultur, als eine der prägenden Persönlichkeiten der Zeitgeschichte wahrgenommen, wenn – anders formuliert – sein zweites Ich in seiner wahren Bedeutung gewürdigt wird. Thomas Mann war nämlich nicht nur ein Mann der Feder, sondern zugleich ein homo politicus, ein politischer Schriftsteller, ja ein politischer Kämpfer, der nicht an seinem Schreibtisch sitzen blieb, sondern sich einmischte, wenn er Gefahr für die res publica witterte – mit Essays, Zeitungsartikeln, Interviews, Rundfunkbeiträgen und zahlreichen Reden, die Hunderttausende erreichten. Politisches Engagement wurde ihm zur zweiten Natur, seine Leidenschaft für Politik währte über 40, 50 Jahre und grundierte auch seine literarischen Werke. Er präsentierte sich dabei in der Öffentlichkeit nicht nur als eindringlicher Mahner, sondern auch als feuriger Polemiker, dessen Paukenschläge mit Hitler und Konsorten oft die Richtigen trafen, der aber ebenso oft falsch lag oder weit über das Ziel hinausschoss. Ohne Gewähr, hieß es vor allem bei seinen Prognosen, die ihn nicht nur einmal als Propheten des Irrtums auswiesen.

Kein anderer deutscher Schriftsteller fand mit seinen politischen Interventionen so viel Gehör, weder Günter Grass, noch Martin Walser oder Heinrich Böll, die im Zentrum fast aller deutschen Selbstvergewisserungsdebatten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts standen, während Thomas Mann der ersten Hälfte seinen Stempel aufdrückte, dabei aber den nationalen Rahmen weit hinter sich ließ. Er war, wie der Literaturkritiker Fritz J. Raddatz betonte, eine «Weltmacht – und selbst en face so berühmt, daß fast jeder ihn erkannte».⁶

Dennoch spielt die politische Seite Thomas Manns in der öffentlichen Wahrnehmung und in der wissenschaftlichen Debatte bisher keine zentrale Rolle. Das hat Gründe: Der «Zauberer», wie er in der Familie und später auch im Freundes- und Bekanntenkreis genannt wurde, hat sich eher selten explizit zu seinem politischen Temperament bekannt und sein polemisches Talent fast ganz verleugnet. Nur hin und wieder rutschte ihm der Begriff «politischer Kämpfer» oder ein «Je fais la guerre» zur Selbstcharakterisierung heraus.⁷ In der

Regel ironisierte und entwertete er sein Engagement in politics. Wieder und wieder machte er seinen Lesern weis, seine politischen Interventionen seien vor allem ein Obolus an die Forderungen der Zeit gewesen, zähneknirschend und wider seine eigentliche Natur dargebracht, die auf die reine Kunst ausgerichtet sei.

Der passionierte Streiter passte nicht recht zu dem Bild des entrückten, ganz auf das Werk konzentrierten Künstlers, das freilich nichts als eine Inszenierung war. Thomas Mann gab sich nie mit der Rolle eines Dichters zufrieden. Er wollte immer mehr sein, wirken und erziehen und begab sich deshalb leidenschaftlich gerne auf die politische Bühne, um dort die Klingen mit seinen Widersachern zu kreuzen. Im Grunde genierte er sich auch nicht für sein zweites Ich. Er tat nur so, als wolle er es tief in den Schatten des ersten verban-
nen.

Thomas Mann verwandte viel Zeit auf solche Versuche der ablenkenden Selbstdeutung. Er wusste genau, wie er im Reich der Literatur gesehen werden wollte, und hatte Erfolg mit seiner Rezeptionssteuerung. Zumindest bei den meinungsstarken konservativen Granden des deutschen Feuilletons, die Thomas Manns Eigensicht auf die Spitze trieben und ihren Mann einfach in zwei Teile zerlegten – hier der geniale Sprachkünstler, dort der politische ABC-Schütze in seiner ästhetizistischen Schein- und Traumwelt, der jenseits der Literatur am Rande der Unzurechnungsfähigkeit agierte, an politischen Dingen aber auch gar nicht wirklich interessiert gewesen sein soll. Joachim Fest, Marcel Reich-Ranicki und der zeitweise omnipräsente Literaturinfluencer Hans Mayer etablierten diese Sichtweise und fanden damit große Resonanz. Am größten war sie im deutschen Bildungsbürgertum, das nach dem Zweiten Weltkrieg zwar nach einigem Zögern den Schriftsteller Thomas Mann wieder für sich reklamierte, sich aber gegen seinen Vorwurf politischer Blindheit im «Dritten Reich» und moralischer Insuffizienz nach 1945 sperrte. Thomas Manns bedenkenswerte Analysen der tiefen geistesgeschichtlichen Wurzeln des Nationalsozialismus konnten unter Hinweis auf seine politische Unbedarftheit leicht abgetan werden. Auch um seine aufrüttelnden Appelle, die deutschen Verbrechen nicht auf sich beruhen zu lassen und sich insbesondere dem Holo-

caust als Menschheitsverbrechen zu stellen, das nicht von einer Handvoll Fanatikern, sondern von «Hunderttausende[n] einer sogenannten deutschen Elite»⁸ verübt worden sei, brauchte man sich nicht zu kümmern. Der politisch «unwissende Magier» habe sich wieder einmal verrannt, der Tropf wisse es nicht besser – und war seinen Landsleuten in Wahrheit doch meilenweit voraus, wenn es um deutsche Schuld und Verantwortung ging.⁹

Man wird kaum sagen können, dass die Germanistik solche Fragen völlig ignoriert hätte.¹⁰ Die bestens vernetzte Thomas Mann-Forschung mit ihren beiden Zentren in Zürich und Lübeck kann mit Bilanzen glänzen, die ihresgleichen suchen und Thomas Mann als den Schriftsteller des 20. Jahrhunderts ausweisen, der am besten erforscht ist. Sie hat mit der Herausgabe der Notiz- und Tagebücher, der Erarbeitung der Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe, der Edition zahlreicher Briefe und der Veröffentlichung der Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich seit 1958, der Thomas-Mann-Studien seit 1967 und des Thomas Mann Jahrbuchs seit 1988 die Basis und den Rahmen für Forschungen zum politischen Thomas Mann geschaffen und diese Forschungen in Ausstellungen, Tagungen, Sammelbänden und Spezialstudien selbst vorangetrieben. Ganz zu schweigen von den umfassend angelegten Biografien von Dieter Borchmeyer,¹¹ Hermann Kurzke,¹² Hanjo Kesting und Klaus Harpprecht¹³ und den großen Werken von Hans Rudolf Vaget über «Thomas Mann, der Amerikaner»,¹⁴ Tobias Boes' «Thomas Manns Krieg. Literatur und Politik im amerikanischen Exil»,¹⁵ Hans Wißkirchens «Zeitgeschichte im Roman»¹⁶ und dessen Doppelbiografie über Heinrich und Thomas Mann¹⁷ sowie Helmut Koopmanns «Der schwierige Deutsche».¹⁸

Ein prominenter Forschungszweig erwuchs daraus aber nicht. Letztlich blieb die Germanistik doch bei ihren methodischen Leistungen. Das gilt in besonderem Maße für die monumentale Biografie von Tilmann Lahme, die uns «endlich den ganzen Thomas Mann» geben will,¹⁹ in ihrer Konzentration auf die Homosexualität aber mindestens den halben unterschlägt und nicht nur dem Werk, sondern auch der Person Thomas Mann fast jegliche politische und gesellschaftliche Relevanz nimmt. Eine Ausnahme bildet nur die Stu-

die von Kai Sina über «Thomas Mann als politischer Aktivist», die in eine ähnliche Richtung zielt wie mein Buch, mit dem Zionismus aber nur einen Teilbereich von Thomas Manns politischem Engagement thematisiert.²⁰ Aufs Ganze gesehen hat sich die Germanistik, wie es ja auch ihre primäre Aufgabe ist, vor allem um seine Schriften gekümmert und dabei einen Reichtum an Einsichten zutage gefördert, der kaum mehr zu überblicken und nur zu bewundern ist. Das von Fest, Reich-Ranicki und Co. etablierte einseitige Thomas Mann-Bild vermochte sie jedenfalls nicht so energisch zu korrigieren, dass sich ein neues Bild in der Öffentlichkeit durchgesetzt hätte. Der politische Thomas Mann blieb der zurückgesetzte Stiefbruder des in sein ästhetisches Spiel verliebten und verlorenen Künstlers, bis sich vor etwa zehn Jahren die große Politik seiner bemächtigte und ihn kurzerhand aus volkspädagogischen Gründen zum «Herzens-Demokraten» verwandelte.²¹

Und die Geschichtswissenschaft? Fehlanzeige zu vermelden, wäre übertrieben, aber nicht völlig verfehlt. In den Gesamtdarstellungen zur Geschichte des 20. Jahrhunderts kommt Thomas Mann allenfalls als schmückender Zitatelieferant vor. Als politischen Akteur sucht man ihn hier ebenso vergeblich wie in den Standardwerken zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Selbst in den grundlegenden Werken zur Emigration und zur deutschen Geschichte nach 1945 bleibt seine Rolle erstaunlich blass.²² Kein Wunder: Die Zeitgeschichtsforschung hat Thomas Mann noch nicht wirklich entdeckt. Zwei Ausnahmen bestätigen diese Regel: Paul Egon Hübinger mit seiner Studie über «Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte»²³ und Manfred Görtemaker, der in einer «geschlossenen Darstellung das schwierige Verhältnis Thomas Manns zur Politik»²⁴ auszuloten versuchte, dabei aber fast ganz im argumentativen Brackwasser von Fest und Mayer verblieben ist und bei Thomas Mann eine «völlige Unfähigkeit zur Politik» diagnostizierte. Nicht zu vergessen der Grenzgänger zwischen Zeitgeschichte und Politologie und Antipode von Fest und Co.: Kurt Sontheimer, der Thomas Mann bereits 1958 als politischen Schriftsteller wahrnahm. Wenige Jahre später legte er ein fulminantes Buch über «Thomas Mann und die Deutschen»²⁵ vor, das – wiewohl auf schmaler Quellen-

basis – mit seiner sprachlichen Eleganz und seinem hohen gedanklichen Niveau Maßstäbe setzte.

Die Anregungen Sontheimers haben bis heute nichts von ihrer Frische verloren. Sie werden hier aufgegriffen und auf einer grundlegend verbesserten Quellenlage weiterentwickelt. Dabei werden auch ganz andere Akzente gesetzt, die in künftigen historischen Studien verfeinert und ergänzt werden sollten. Vielleicht, so die Hoffnung, erschließt sich die Zeitgeschichte doch noch das Forschungsfeld Thomas Mann und vielleicht, so die noch größere Hoffnung, entsteht auf diese Weise ein umfassenderes Bild, das den Dichter mit dem homo politicus versöhnt und ihm jenen Rang in der Geschichte verschafft, der ihm längst gebührt und so auch seine Präsenz im Gedächtnis der Öffentlichkeit sichert.

Ausgangspunkt der auf ein breiteres Publikum zugeschnittenen Darstellung sind Thomas Manns politische Ansichten im Kaiserreich, mit denen man – von ihm selbst auf diese Fährte gelockt – in der Regel schnell fertig ist. Er habe ganz seiner Kunst gelebt und sich in politischer Abstinenz geübt. Ein erwachsener Mann, der in einem Senatorenhaushalt aufwuchs, im politisch gereizten München wohnte und für die Satirezeitschrift *«Simplicissimus»* arbeitete, der man Politikferne nun wirklich nicht nachsagen kann? Blieb er von der Zeitgeschichte in seiner Eremitage wirklich unberührt? Wurde er tatsächlich erst 1914 bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs politisiert, *«schockartig»* noch dazu?²⁶

Zweifel sind erlaubt. Seine Kriegsessays wiesen ihn jedenfalls als einen eminent politischen Schriftsteller aus, der sich insbesondere mit seiner Streitschrift *«Betrachtungen eines Unpolitischen»*, dem Titel zum Trotz, in den politischen Nahkampf stürzte und dabei keine Gefangenen machte. Oder etwa doch? Zeigen ihn die *«Betrachtungen»* nur als reaktionären Demokratieverächter und Nationalisten, der die *«Entdeutschung»* seines Kulturraums fürchtete? Oder blieb nicht vieles im Bereich der Ambivalenz und damit anschlussfähig für neue Entwicklungen, denen er sich nach schonungsloser Selbstprüfung nach der deutschen Niederlage öffnete?

Auf alten Positionen blieb er nach 1918 jedenfalls nicht sitzen. Er hätte sich damit in der Sackgasse heillosen nationalistischer Rück-

wärtsgewandtheit verschanzt, sein europäisches Publikum verspielt und obendrein jede Chance verwirkt, das Amt des repräsentativen Nationaldichters zu erlangen, das er so sehr ersehnte. Er wurde nach dem Ersten Weltkrieg zum Republikaner. Nach seiner Wende-Rede von 1922 auch zum Vernunft-Demokraten und schließlich sogar zum Vorzeige-Demokraten, der als Vorbild dienen kann?

Einigkeit herrscht darüber nicht.²⁷ Der skeptische Patrizier ließ sich viele Hintertüren offen, favorisierte zeitweise eine «aufgeklärte Diktatur»,²⁸ zögerte aber keine Sekunde, sich dem «Hakenkreuz-Unfug» in Wort und Schrift zu widersetzen,²⁹ der ihm in München schon in den frühen 1920er Jahren auf Schritt und Tritt begegnete. Während links der später «redselig klagende» Bert Brecht der Republik von Weimar den Untergang wünschte,³⁰ Gottfried Benn und Ernst Jünger rechts das Gleiche taten und Stefan George über den Wassern schwebte, rief Thomas Mann zu ihrer Verteidigung auf. Er war sich auch nicht zu fein, Hitler und dessen Entourage heftig zu attackieren. Einmal trat er sogar vor Arbeitern in Wien auf, wo er ein Bündnis von Bürgertum und Sozialdemokratie zum Schutz vor den Nazis forderte.

Aber wie ernst war ihm das Bekenntnis zum Sozialismus und was verstand er unter Sozialismus oder einem «humanistische[n] Kommunismus»,³¹ den er ebenfalls beschwor? Fest steht, dass sich Thomas Mann durch solche Erklärungen seinem Herkunftsmilieu endgültig entfremdete. Das Bildungsbürgertum setzte dem Aufstieg des Nationalsozialismus fast nichts entgegen und ertrug es in seiner Engstirnigkeit und nationalistischen Verranntheit nur schwer, dass einer seiner wichtigsten Repräsentanten die Seite wechselte und zu den Sozis überlief. Nur die wenigsten seiner Herkunft und seines Ranges folgten seinem Beispiel oder setzten in anderer Form ein Zeichen. Er hingegen riskierte viel und musste mit dem Exil, dem Verlust von Hab und Gut und der Ausbürgerung teuer dafür bezahlen.

Keine Frage: Thomas Mann war vielen Deutschen eine quälende Herausforderung. Das galt insbesondere für seine Zeit im Exil, das er anfangs in der Schweiz verbrachte, wo er sich drei Jahre lang öffentlich bedeckt hielt, ehe er den Nazis erneut die Stirn zu bieten

begann. Und wie! In Amerika avancierte er schließlich zum «Intimfeind» und wichtigsten intellektuellen Gegenspieler Hitlers. Er mutierte zum «Wanderredner» der Demokratie³² und fiel damit in den Augen vieler seiner Landsleute dem eigenen Volk in den Rücken. Man beschimpfte ihn als Vaterlandsverräter und Lakai der Amerikaner,³³ der sich in seiner Hybris zum Ankläger und Richter über die Deutschen erhob.

Kehrte Thomas Mann seiner alten Heimat damals wirklich den Rücken? Wandte er sich auch innerlich von ihr ab, um zum «Amerikaner» zu werden? Schwere Fragen! Thomas Mann feierte in Amerika beeindruckende Erfolge als Schriftsteller und politischer Agitator, der auf ausgedehnten «Lecture»-Tourneen vor zahlreichen Menschen sprach und sie zum Kampf gegen das NS-Regime ermutigte. Er stilisierte sich dabei zum Prototyp eines liberalen Weltdeutschtums, der im offiziellen Washington deswegen sogar als Präsident eines neuen Deutschlands³⁴ gehandelt worden sein soll.

Die anfängliche Aufgeschlossenheit für den «american way of life» und die Begeisterung für Franklin D. Roosevelt verwandelten sich aber bald in Skepsis und nach dem Tod «seines Präsidenten»³⁵ 1945 schließlich in Hass auf die Vereinigten Staaten, die er 1952 verbittert wieder verließ. Was gab den Ausschlag für diese schleichende Abwendung und die Flucht in die Schweiz? Nur Frustrationen über den Kalten Krieg, den in seinen Augen Washington schürte, nicht Stalin, in dessen Reich Thomas Mann eine Friedensmacht sah? Nur politische Enttäuschungen über die Bespitzelung durch das FBI und die antikommunistischen Hexenjagden (Stichwort McCarthy und seine Vorläufer), die auch ihn und sein persönliches Umfeld betrafen?

Auch Thomas Mann warf man ja vor, Kommunist oder zumindest «fellow traveller» zu sein. Ganz ohne Grund? Er hatte schon früh eine große Schwäche für die «*heilige* russische Literatur»³⁶ und die Tiefe der russischen Seele – eine literarische Schwäche, die freilich auch sein politisches Urteilsvermögen trübte. War er ein Lenin- und vielleicht sogar ein Stalin-Versteher? Wie sind seine ambivalenten Äußerungen über die Oktoberrevolution und das bolschewistische Herrschaftssystem zu deuten, in dem seiner Ansicht nach – trotz

aller Verbrechen – eine menscheitsgeschichtliche Verheißung lebendig blieb? *Ex oriente lux*? Glaubte er wirklich daran, an einen «Dritten Weg» zwischen Ost und West, an Äquidistanz? Thomas Mann bemühte sich darum, letztlich fiel die Kritik an Amerika aber doch immer ätzender aus als die Kritik an der Sowjetunion, vor deren dunklen Seiten er die Augen oft verschloss. Das kapitalistische Freibeutertum der antikommunistischen USA verdarb ihm den Geschmack am demokratischen Westen als politische Ordnungsidee. Er kam auf seinem langen Weg nie im Westen an.³⁷

Wie schwer Thomas Mann die Positionierung zwischen Ost und West fiel, zeigte nichts deutlicher als sein Verhältnis zu den beiden deutschen Staaten, die er 1949 im Zeichen von Goethes Geburt und 1955 im Zeichen von Schillers Tod trotz lebhafter Warnungen seiner amerikanischen Freunde besuchte. Warum ignorierte er diese Stimmen, die bei einer Stippvisite in Weimar einen Sturm des Protests im Westen befürchteten? Überschätzte er seine Rolle als Exponent und Garant des ungeteilten deutschen Kulturraums? Er blieb auf Neutralität bedacht, neigte aber im Zweifel eher zum «autoritären Volksstaat» der SBZ/DDR,³⁸ die ihm nicht zuletzt deshalb als das «bessere Deutschland» erschien, weil sie sich einen sozialistischen Anstrich gab und ihn nach Kräften hofierte, während ihm in den Westzonen und dann in der Bundesrepublik heftige Kritik und Ablehnung entgegenschlugen. «Im Osten Deutschlands sei man totalitär, was ihm mißfalle, Westdeutschland aber sei <reaktionär und faschistisch>», was er hasse, betonte er 1950.³⁹

Nach seiner als Exkommunikation empfundenen Ausbürgerung im «Dritten Reich» dachte Thomas Mann nie daran, nach Deutschland zurückzukehren. Nach allem, was geschehen war, traute er den Deutschen nicht mehr über den Weg. Von Kollektivschuld sprach er zwar nicht, viele seiner Äußerungen lassen sich aber nur in diesem Sinne verstehen.⁴⁰ Seine besondere Abneigung gehörte dabei den Westdeutschen und ihrem neuen Staat, der «marshallisierten und kolonialisierten» Bundesrepublik. In Bonn wimmelte es seines Erachtens nur so von Nazis. Die Regierung Adenauer drücke sich vor der Auseinandersetzung mit der deutschen Zeitgeschichte, die er mit nicht nachlassender Insistenz seit Anfang der 1940er Jahre forderte,

also lange bevor die 68er-Generation die Vergangenheit entdeckte. Thomas Mann war in dieser Hinsicht kein isolierter Rufer, aber die lauteste und prominenteste Stimme im Chor derer, die auf eine gründliche Vergangenheitsbewältigung drängten, und einer der wenigen, die die Deutschen schon 1945 mit den unerhörten Verbrechen des Holocaust konfrontierten. Freunde machte er sich damit ebenso wenig wie mit seiner Affinität zum kommunistischen Osten. Thomas Mann war so nach seiner Rückkehr nach Europa ein politisch einsamer Mann, aber nicht, weil er unpolitisch und unbedarft gewesen wäre, sondern weil er zu politisch dachte und unbequeme Wahrheiten aussprach.

Antworten auf die skizzierten Fragen zu finden, ist nicht leicht, zumal sie auf das große Ganze zielen – zum einen auf die Kontinuitäten und Brüche im politischen Denken von Thomas Mann, auf die Quellen seines Weltbildes und auf dessen Metamorphosen sowie schließlich auf seine Erfahrungen in Europa und Amerika, die sein Urteil über die Deutschen und sein Verdikt über seine neue amerikanische Heimat bestimmten. Und zum anderen auf die Praxis des politischen Kämpfers, die seinen Alltag prägte und mitunter monatelang dominierte: Wie informierte er sich, was las und hörte er? Wo sprach er? Welche Absichten verfolgte er dabei? Wie groß war sein Publikum und wie setzte es sich zusammen? Von wem ließ er sich beeinflussen?

In den Blick gerät damit in erster Linie seine «politisch hellwache [...] Familie»,⁴¹ die seine Tätigkeit tagtäglich begleitete. Seine Frau Katia war Zeit ihres Lebens seine wichtigste Beraterin und Kritikerin. Auch Erika, die kämpferische Tochter, ersparte ihm in kritischer Loyalität nicht viel; sie trieb ihn mitunter sogar in eine Radikalität, die ihm selbst nicht mehr geheuer war. Nicht zu vergessen der ältere Bruder Heinrich, der bis zuletzt eine Herausforderung blieb – als literarischer Konkurrent sowieso, aber auch als politische Instanz, die ihn seit der Jahrhundertwende reizte, anspornte und am Ende in seinen Urteilen bestätigte. Seine amerikanischen Gewährsleute wie die Mäzenin Agnes E. Meyer und sein Verleger Alfred A. Knopf redeten ihm ebenfalls nicht nach dem Mund, genauso wenig wie die hoch politisierte Emigranten-Gesellschaft in «Deutsch-Kalifor-

nien», mit der Thomas Mann in ständigem Austausch stand. Es ist nicht bekannt, dass man ihn dort oder bei seinen amerikanischen Freunden als politisch naiv betrachtet hätte. Selbst Bert Brecht, den Welten von ihm trennten, tat das nicht. Im Gegenteil.

Wer über Thomas Mann schreibt, hat ein Riesengebirge vor sich. Seine Schriften füllen ganze Regale, die Studien und Aufsätze zu ihm und seinem Werk ganze Bibliotheken. Selbst die Spezialisten, die ihm ihr Leben gewidmet haben, können die polyphone Papierflut kaum mehr überblicken. Befindet sich ein Außenseiter aus dem historischen Fach hier nicht auf gänzlich verlorenem Posten? Nein – er steht auf den Schultern der germanistischen Fachleute, deren oft weit verstreute Ergebnisse hier, hoffentlich für Eingeweihte und Nichtspezialisten gleichermaßen ertragreich und lesbar, zusammengefasst und vertieft werden. Er stellt aber auch andere Fragen, stützt sich auf andere Methoden und hat andere Erkenntnisziele. Vielleicht verfügt er sogar über eine größere Distanz zum Gegenstand als Thomas Mann-Forscher anderer Provenienz, die den Zauberer nicht selten (vor allem beim Sexuellen und Politischen) mit einem Cordon sanitaire umgeben und, wie Dieter Borchmeyer offen bekennt, mit ganz eigenen Augen betrachten – er nennt es «Liebes-Blick».⁴² Bei so viel Innigkeit kann ein Blick von außen nicht schaden.

Ein Wagnis bleibt es dennoch – aber mehr wegen der Komplexität der Materie als wegen der Defizite des Quereinsteigers mit beschränkter Befugnis. Dass ich es eingegangen bin, lag an der Attraktivität des Themas, dessen Reiz alle Vorbehalte entkräftet hat, nicht zuletzt aber an den Ermutigungen aus dem Kreis meiner Freunde, denen ich zu größtem Dank verpflichtet bin. Nennen möchte ich Franz-Josef Brüggemeier, Anselm Doering-Manteuffel, Wolfgang Habermeyer, Udo Horsmann und Christian Jostmann, die mir ihr Ohr liehen und mit Anregungen und Zuspruch nicht geizten. Gabi Horsmann-Blauth, Günther Opitz, Thomas Schlemmer, Claudio Steiger, Volker Ullrich und vor allem der Südtiroler Gelehrte Hans Heiss haben sich der Mühe unterzogen, Teile des Manuskripts oder das ganze Stück zu lesen. Wie viel ich ihren Fragen, Einwänden und klugen Vorschlägen verdanke, ist kaum zu ermessen. Ihnen allen gilt

mein herzlicher Dank ebenso wie dem Verlag C.H.Beck in Gestalt von Sebastian Ullrich, der das Kunststück fertig brachte, stoisch zu murren, dass das Buch nicht schon 2025 erscheinen konnte. Meine Frau Gabriele Jaroschka half bei den Recherchen und bei den redaktionellen Endarbeiten, sie las jede Zeile und klagte nur selten, dass bei unseren täglichen Kaffeehausritualen, und nicht nur dort, fast fünf Jahre lang stets ein weiterer Mann am Tisch saß. Wie danken für so viel Geduld, Toleranz und Verständnis? Ich kann es nur versuchen ...

Widmen möchte ich das Buch meinem Freund und Kollegen Hermann Graml, der mir vor 50 Jahren den Weg zu Thomas Mann zeigte und danach ein anregender Förderer und liebenswerter Gesprächspartner blieb. Unsere gemeinsame Leidenschaft gehörte «unserer Zeitschrift», den Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte, fast noch mehr aber Thomas Mann, der uns noch beim letzten Telefonat kurz vor seinem Tod 2019 beschäftigte. Wie gerne hätte ich ihm dieses Buch in die Hand gedrückt.

KAPITEL 1

DIE ERFINDUNG DES SPÄTZÜNDERS

Die Inkubationszeit des Politischen

Die Quellen wispern nur: Die Tagebücher sind vernichtet, die Briefe geben wenig her, die Essays enthalten ebenfalls kein politisches Programm. Auch Zeugnisse von Weggefährten helfen nicht viel weiter, wenn es um die Frage geht, ob und wie Thomas Mann vor 1914 politisch dachte, welche Anschauungen er vertrat und welche Aktivitäten er ergriff. Wie informierte er sich? Welche Zeitungen las er? Welcher Partei gab er seine Stimme? Ging er überhaupt zur Wahl? Wie hielt er es mit dem Deutschen Reich, Europa und der Welt, die mit Bismarck nicht zur Ruhe gekommen war und nach seiner Ablösung als Reichskanzler erst recht keinen Frieden fand?

Ein Glück, dass der um Selbstauskünfte nie verlegene Autor auch hier nachgeholfen hat. Politik sei ihm «völlig gleichgültig», bekannte er in einem Brief vom 5. März 1895.¹ Bei dieser Gleichgültigkeit soll es fast 20 Jahre bis zum Ersten Weltkrieg geblieben sein. Vom Tumult der Welt abgewandt habe er in seiner «machtgeschützten Innerlichkeit» ganz für sich gelebt und dort seinem Werk gedient. Nach 1918 bekräftigte er die These vom politischen Spätzünder so oft und mit einer Kaskade glänzender Formulierungen so eindringlich, dass sie zur Wahrheit geworden ist. Thomas Mann, so heißt es auch in der Forschungsliteratur, sei erst durch den Ersten Weltkrieg aus dem «unpolitischen Schlummer» geweckt worden,² er

sei zuvor ein «konsequenter Ästhet» gewesen, der sich um «Politik nicht kümmerte»³ und von den realen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen auch kaum etwas wusste.⁴

Lehrjahre in Lübeck und München

Trotzdem führt diese These von der «fundamentalen Apolitie»⁵ und der «Naivität des Nichtwissenden»⁶ in die Irre, wie der genaue Blick auf Biografie und Werk zeigt: Politik bestimmte schon seine Kindheit und Jugend. Sein Vater, Inhaber einer florierenden Getreidehandlung, war seit 1877 Senator in Lübeck, einem republikanischen Stadtstaat, der bis 1937 eigenständig blieb. Thomas Johann Heinrich Mann, ein strenger, gottesfürchtiger Mensch, stieg dort schließlich zu einer Art Wirtschafts- und Finanzminister, zum zweiten Mann in der Stadt, auf. Der 1875 geborene Thomas und sein vier Jahre älterer Bruder Heinrich hätten blind und taub sein müssen, wenn ihnen die hochpolitische Atmosphäre in ihrem Elternhaus verborgen geblieben wäre. Was hörten sie nicht alles – Gespräche über den Kaiser und Bismarck, den der Vater verehrte, über Märkte und Absatz, über Geld und Geschäfte und über die Gesellschaft der Stadt, die nach Ständen geordnet war, streng abgeschottet voneinander, ein jeder mit eigenen Gepflogenheiten und kulturellem Code.

Der äußerst konservative, standesbewusste Senator, der offiziell als «Euer Wohlweisheit» angesprochen wurde,⁷ genoss die Achtung seiner Kunden auf dem Land und seiner Mitbürger in der Stadt. Sie zogen den Hut vor ihm und verbeugten sich, wenn er durch die engen Gassen schritt. Als seine Firma 1890 ihr hundertjähriges Bestehen feierte, war ganz Lübeck auf den Beinen. Thomas Mann sah als 15-Jähriger den «Reigen der Gratulanten, der Deputationen, sah Stadt und Hafen in Flaggen, sah den bewunderten, mit furchtsamer Zärtlichkeit geliebten Mann des Tages, meinen Vater, weltgewandt ein Jahrhundert bürgerlicher Tüchtigkeit repräsentieren».⁸

Die patriarchalisch-aristokratische Lebensstimmung und das Bewusstsein, etwas ganz Besonderes zu sein, färbten auch auf seine Söhne ab. Sie fühlten sich früh der Patrizierelite zugehörig und

spürten rasch, dass sie grobe und feine Unterschiede vom großen Rest der Gesellschaft trennten. Heinrich entzog sich dem väterlichen Erwartungsdruck, der mit dieser herausgehobenen Stellung verbunden war, und warf sich schon früh auf die Literatur. Thomas hingegen ließ den Anschauungsunterricht des Vaters über sich ergehen, bis dieser 1891 mit nur einundfünfzig Jahren starb.

Auch in der Schule ging es alles andere als unpolitisch zu. Der geistlose Drill, harte Prügelstrafen, nationalistische Tiraden der Lehrer, die strenge Scheidung zwischen den Schülern aus gutem Hause und den anderen – Thomas Mann registrierte diese Phänomene und machte sich seinen Reim darauf. Er lernte dort im Kleinen die gespreizte Hohlheit des wilhelminischen Herrschaftssystems und seine Anachronismen kennen, fürchten und verachten. Der schulische Sozialisationsparcours war eine Qual für ihn und hinterließ einige Blessuren. Thomas Mann blieb dreimal sitzen, schaffte mit größter Mühe nur eine Art mittlere Reife und atmete auf, als er im Frühjahr 1894 das wenig eindrucksvolle Abschlusszeugnis in Händen hielt. Das «Leben ist da!», schrieb er in Erwartung der großen Freiheit nach dem Pferch der Schule schon ein Jahr zuvor in der Schülerzeitschrift «Frühlingssturm. Monatszeitschrift für Kunst, Literatur und Philosophie», die er zusammen mit seinem Freund Otto Grautoff herausgab und mit einem Fanfarenstoß einleitete, der den ganzen Frust der zurückliegenden Jahre zusammenfasste: «Ja, wie der Frühlingssturm in die verstaubte Natur, so wollen wir hineinfahren mit Worten und Gedanken in die Fülle von Gehirnverstaubtheit und Ignoranz und bornierten, aufgeblasenen Philistertums, die sich uns entgegenstellt.»⁹

So schreibt kein 18-Jähriger, der mit seinen Gedanken nur bei Ästhetik und der hehren Kunst ist. Hier äußerte sich ein Veränderungs- und Aufklärungsdrang, der auch auf Gesellschaft und Politik zielte. Thomas Mann wollte sich zeigen, seine Stimme zur Geltung bringen und etwas bewirken. In Lübeck noch im kleinen, nach seiner Übersiedlung nach München im Frühjahr 1894 schon bald im größeren Rahmen. Er wandte sich dort nach einer Stippvisite in der Versicherungsbranche der Mutter zuliebe, die einen ordentlichen Beruf wünschte, dem Journalismus zu – einer Profession, zu der in

seinen Augen «Geschmeidigkeit, pracktische Umsichtigkeit, Geriebenheit, gewandte Unverschämtheit, die Kunst sich überall <anzuschmeißen>», gehörten, «lauter gemeine Eigenschaften, die die Juden bekanntlich so tauglich für die Presse machen, und die Du nicht besitzt»,¹⁰ wie er seinem Freund Otto Grautoff attestierte.

«Du eignest Dich zum Zeitungsmenschen geradeso wenig wie – ich!» Diese Erkenntnis hinderte ihn freilich nicht daran, bald darauf in diesem Metier tätig zu werden, sprich bei einer Zeitschrift mitzuarbeiten, für die sein Bruder Heinrich 1895/96 zunächst als Herausgeber, später als geschäftsführender Redakteur verantwortlich zeichnete. Die Zeitschrift hieß «Das Zwanzigste Jahrhundert. Deutschnationale Monatshefte für soziales Leben, Politik, Wissenschaft und Literatur». Sie erschien im Verlag der «Neuen Deutschen Zeitung», der Tageszeitung der «Deutschen Sozialen Antisemitischen Partei»,¹¹ und hatte sich die Rücknahme der Judenemanzipation auf ihre Fahne geheftet. Heinrichs Zeitschrift stach nicht nur wegen ihres ambitionierten Titels hervor, sie war auch sonst etwas Besonderes, nämlich ein «klar profiliertes Organ des völkischen Nationalismus und radikalen Antisemitismus»,¹² bei dem man weder aus Zufall noch aus Geldnöten landete, wie Thomas Mann gerne behauptete, um sich und seinen Bruder zu schützen. Heinrich war in jungen Jahren ein Reaktionär reinsten Wassers und zeitweise sogar ein rabiater Antisemit. Die Juden, meinte er, seien der sichtbare «Begriff alles dessen, was zerstört und niedrig macht». Insbesondere die jüdische Hochfinanz dürfe man nicht länger dulden, man müsse sie wie die «wilden Tiere» in Käfige sperren oder ausrotten.¹³ Von Thomas sind solche Entgleisungen nicht überliefert. Er beschrieb sein Engagement für die Zeitschrift aber immerhin als «feueureifrig».¹⁴ Was immer er damit gemeint haben könnte, Ausdruck eines ganz harmlosen Salon-Antisemitismus, wie er auch in den besseren bürgerlichen und patrizischen Schichten Lübecks zum guten Ton gehörte, war es eher nicht.

Thomas Mann schwieg später über diese Form der Politisierung in jungen Jahren ebenso wie sein Bruder, der sich freilich bald zum Republikaner und Demokraten wandelte. Er legte den Antisemitismus auch nie ganz ab – trotz der Heirat mit einer Jüdin, trotz der

ihm nur allzu bekannten Diskriminierung der Juden im Deutschen Reich und trotz des Holocaust, den er früher als die meisten anprangerte. In ihm nistete ein von Verstand und Vernunft gebändigter und von seiner Frau mühsam kontrollierter Antisemitismus, den er sogar in philosemitischen Äußerungen nicht verleugnen konnte. Auch für ihn ließ sich die «Judenfrage» am besten durch Assimilation lösen. Denn es bestehe «schlechterdings keine Notwendigkeit, daß der Jude immer einen Fettbuckel, krumme Beine und rote, mauschelnde Hände behalte, ein leidvoll-unverschämtes Wesen zur Schau trage und im ganzen einen fremdartig schmierigen Aspekt gewähre», wie er noch 1907 auf eine Rundfrage «Die Lösung der Judenfrage» antwortete und dabei meinte, ein «überzeugter und zweifelloser <Philosemit>» zu sein.¹⁵ Die Juden waren anders, fremd, keine richtigen Deutschen – dabei blieb er bis in das hohe Alter. Im Oktober 1945 rätselte er in seinem Tagebuch, als was man die Juden bezeichnen solle. Volk? Rasse? «Wie soll man sie nennen? Denn irgendetwas anderes ist es mit ihnen und nicht nur Mediterranes. [...] Heine, Kerr, Harden, Kraus bis zu dem fascistischen Typ Goldberg – es ist doch *ein* Geblüt.»¹⁶ Ein Hölderlin oder ein Eichendorff hätte nicht Jude sein können, auch Lessing nicht.

Die frühen antisemitischen Ressentiments sind ein weiterer Beleg dafür, dass Thomas Mann alles an Stimmungen und Informationen aufsog, was in der Luft lag, und dabei selbstverständlich auch Politisches und Gesellschaftliches nicht verschmähte. So war es auch in München, wo er anfangs in Künstler- und Bohème-Kreisen verkehrte, in einem anrühigen Verein Theater spielte und 1894/95 zwei Semester lang als Gasthörer an der Königlich Bayerischen Technischen Hochschule studierte.¹⁷ Alles andere als ein Tagedieb und Bummelant, las und schrieb er damals fast unentwegt, und auch an der Hochschule ließ er sich anfangs täglich blicken. Er hörte Vorlesungen über Kunst- und Literaturgeschichte, über Ästhetik und Shakespeare. Am interessantesten sei aber – «sollte man's glauben! – die Nationalökonomie, die der berühmte Professor Haushofer liest», der sein Fach als «moderne und moralische Wissenschaft» auffasse.¹⁸ Max Haushofer lehrte so spröde Themen wie «Handels- und Wechselrecht sowie Finanz- und Staatswissenschaft» und brachte Thomas

Mann auch mit der «Sozialen Frage» und dem Elend des Proletariats in Berührung, wie sich in seinem Collegheft nachlesen lässt.¹⁹ Anders als später oft behauptet, schien ihn das Studium auch nicht nur zu langweilen, immerhin dachte er über eine Fortsetzung andernorts nach. Neben Berlin stach ihm Lausanne als Studienort ins Auge, wo er auch Französisch lernen wollte.

Der Plan, den Studienort zu wechseln, fiel in eine Zeit, als Thomas Mann seine ersten literarischen Erfolge feierte, aber noch nicht ganz davon überzeugt war, dass er mit der Schriftstellerei dauerhaft seinen Lebensunterhalt würde bestreiten können. Diese Überzeugung und die damit einhergehende Entscheidung, das Studium abzubrechen, stellte sich erst später ein. Eine Zäsur markierten seine Aufenthalte in Italien zwischen 1895 und 1898 und das Erscheinen seines ersten Novellenbandes «Der kleine Herr Friedemann» im Verlag von Samuel Fischer im Jahr 1898, der drei Jahre danach auch den Roman «Buddenbrooks» herausbrachte. Das zweibändige Werk besiegelte den Durchbruch von Thomas Mann als Schriftsteller und begründete seinen späteren Weltruhm. Er hatte nie an seinem Talent gezweifelt, jetzt hatte er die Beglaubigung des Verlags und des Lesepublikums und die Gewissheit, dass seine Zukunft der Literatur gehörte und er davon vermutlich leben konnte, viel besser jedenfalls als mit den monatlichen Zuwendungen aus dem väterlichen Erbe, die nicht annähernd so üppig waren wie erhofft und seinen Ansprüchen enge Grenzen setzten.

Das hieß aber nicht, dass er sich ganz an seinen Schreibtisch zurückgezogen und der Welt den Rücken gekehrt hätte. Was er in Italien sah und lernte, muss offenbleiben. Ganz unberührt wird ihn die aufgeheizte Stimmung des Landes nicht gelassen haben. Von schweren Krisen geplagt, von tiefen sozialen Klüften zwischen Stadt und Land, zwischen Arm und Reich durchzogen, lebte Italien vor der Jahrhundertwende hart am Rande eines Bürgerkrieges, was auch im abgelegenen Palestrina zu spüren war. Nicht zu reden von der Hauptstadt Rom, wo sich Thomas Mann mit seinem Bruder Heinrich ebenfalls länger aufhielt, und von Neapel, das ihn wegen seiner «ausgesuchten Mischsensation aus Rom und Orient» besonders stark beeindruckte.²⁰ Neapel sei «pöbelhafter» als Rom, gerade in

der Via Santa Lucia, wo er wohnte, beobachtete er das «urwüchsigste und ungenierteste Volksleben», zu dem auch handgreifliche Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Zivilisten, die schreiende Armut der vielen Bettler und «schlau zischelnde» Zuhälter gehörten, die ihren Kunden nicht nur Mädchen anboten. Das sei «nicht mehr Europa, – endlich nicht mehr Europa!»²¹

Thomas Mann blieb auch nach seiner Rückkehr aus Italien und nach seinen ersten literarischen Erfolgen ein wacher Zeitgenosse, der die ungeheuere Dynamik des Kaiserreichs genauso registrierte wie die Schattenseiten dieser Entwicklung und insbesondere die «ranzig gewordene Romantik», die Kaiser Wilhelm II. pflegte. Dieser Romantizismus sei eine unheilvolle Verbindung mit «derbster Imperial-Wirtschaftlichkeit» eingegangen, die Deutschland die Antipathie der Welt eingetragen habe.²² Thomas Mann sah sich selbst zu dieser Zeit als einen «dem Staate nicht nur nicht nützliche[n], sondern sogar aufsässig gesinnte[n] Kumpan», womit er stark, aber nicht heillos übertrieb.²³ Im Verkehr mit seinem hochpolitischen Bruder Heinrich und im leicht subversiven Schwabinger Freundeskreis konnte er aber doch mitreden, und auch in der Familie seiner Frau Katia Pringsheim trat er nicht als politischer Einfaltspinsel auf.

Aus jüdischen Familien stammend, vom jüdischen Glauben aber längst abgerückt, waren die Pringsheims eine der reichsten Familien der Stadt. Sie hielten Hof wie der Hochadel und standen auf vertrautem Fuß mit allem, was Rang und Namen hatte in der bayerischen Hauptstadt und im Reich. Katia war also eine glänzende Partie, die große Liebe aber nur auf dem Papier, wo sich Thomas Mann in seinen Liebesbriefen ganz auf der Höhe seines schriftstellerischen Könnens zeigte. In Wahrheit entschloss er sich nach der zermürbenden Liebelei mit Paul Ehrenberg bewusst zur Ehe, um sich als Homosexueller eine bürgerliche Verfassung zu geben und um als Sohn eines Senators ein standesgemäßes Leben führen zu können, das er sich als Schriftsteller wohl kaum hätte leisten können. Katias Vater zahlte nach der Trauung im Februar 1905 eine bequeme Wohnung in Schwabing, stattete seine Tochter mit einer großzügigen Apanage aus und stellte eine Art Kindergeld in Aussicht – für jeden Sprössling eine ansehnliche Summe.



*Katia – seine «große
Lebensangelegenheit»*

Politisch zählte die Familie zum liberalen Lager. Vor allem Hedwig Pringsheim, Katias Mutter, hielt mit ihren fortschrittlichen Ansichten nicht hinter dem Berg. Sie war mit dem prominenten Liberalen Ludwig Bamberger befreundet und korrespondierte mit Maximilian Harden, dem streitbaren Herausgeber der Wochenschrift «Die Zukunft». Sie hätte über einen politisch unbedarften Schwiegersohn wohl ebenso gelacht wie ihre Mutter, die berühmte Frauenrechtlerin Hedwig Dohm, die Thomas Mann später tatsächlich nach ihrer feministischen Elle maß und scharf kritisierte, als er sich auf die Frage, ob er sich einen Jungen oder ein Mädchen als Kind wünsche, spontan äußerte: «Natürlich einen Jungen».²⁴ Er wäre bei den Pringsheims, wo der Herr des Hauses von ihm ohnehin nur etwas abfällig als «Dichterfürsten» sprach,²⁵ als politisch unwissender Fadian kaum präsentabel gewesen.

Die Frage ist auch, ob ihn der «Simplicissimus» engagiert hätte, wenn er politisch nicht wenigstens ein bisschen auf der Höhe der

Zeit gewesen wäre. Der 1896 gegründete «Simplicissimus» stand für eine ganz andere Art von Journalismus als das antisemitische Hetzblatt «Das Zwanzigste Jahrhundert», in dem Thomas Mann debütierte. Zeitkritisch mit einem gehörigen Schuss Antiklerikalismus und Antimilitarismus verband die mit bissigen Karikaturen glänzende Zeitschrift eine mitunter nur spielerische Aufsässigkeit mit einem «liberal gelockerten Nationalismus»,²⁶ der ihr freilich häufige Proteste und Interventionen staatlicher Behörden nicht ersparte; auch Beschlagnahmungen waren keine Seltenheit.²⁷ Thomas Mann arbeitete vom Herbst 1898 bis Januar 1900 als fest besoldeter Hilfsredakteur mit dekorativem Schreibtisch im eigenen Büro bei dem Blatt, das in dieser Zeit einige Turbulenzen erlebte. Im Oktober 1898 wurde die Ausgabe wegen Majestätsbeleidigung eingezogen, im Februar 1899 die Faschingsnummer wegen «Verstoßes gegen die Sittlichkeit *confisciert*»,²⁸ und auch sonst sorgte der «Simpl» mit Aufmachern wie «Wie der Dreibund auf die Abrüstungskonferenz ziehen wird», «Klassenjustiz» und «Wonnentraum eines Flottenschwärmers» für Aufsehen und Ärger.

Thomas Mann klagte zwar gelegentlich über die «stupide [...] Redaktionsarbeit»,²⁹ die ihm viel Zeit raube, erfüllte seine Pflichten aber doch gewissenhaft. Kaum denkbar, dass er in diesen bewegten Zeiten die politische Ausrichtung der Satirezeitschrift übersehen und dass er den liberalen Geist des «Simplicissimus» ignoriert haben könnte, zumal er mit einigen Blattmachern eng befreundet war. Selbst sein Antisemitismus, wenn er ihn denn zu erkennen gegeben hätte, wäre dort nicht groß thematisiert worden. Abneigungen gegen Juden waren in liberalen Kreisen gang und gäbe, sie grassierten auch beim «Simpl», wo 1899 kein Geringerer als Ludwig Thoma die Redaktion führte, der als «krachledern»³⁰ erschien und sich später als fanatischer Antisemit entpuppte.

Thomas Mann war beim «Simplicissimus» kein Außenseiter. Er kultivierte in der Redaktion zwar, wie überall, das Klischee vom «vornehmen, elitären, auch hochmütigen Künstleraristokraten»,³¹ der schon durch geschliffene Umgangsformen und seine makellose Erscheinung zu signalisieren schien, wie er sich gesellschaftlich und politisch verortete: feiner Zwirn und Zwirbelbart, die Personifizie-



Bildnis eines gemachten Mannes

rung des hochgeknöpften Fracks im konservativen Milieu.³² Aber in Wahrheit war er ein suchender liberaler Kopf ohne klares Konzept und verlässlichen Kompass, der in eine bestimmte politische Richtung gewiesen hätte. Auch als nach dem literarischen Durchbruch mit den 1901 erschienenen «Buddenbrooks» die öffentliche Aufmerksamkeit stieg und die Erwartungen an ihn ebenso zunahmen wie die Anforderungen, blieb er lieber in der Deckung, als sich vorzudrängen. Er erklärte nie explizit, wie er zum Vaterland stand, welcher Partei er zuneigte und wie er es mit Kaiser und Kanzler hielt. Nur mit der Monarchie als Staatsform schien er zu sympathisieren, auch wenn er ihre Defizite und Deformationen durchaus registrierte und dafür von erzkonservativ-antisemitischer Seite mitunter sogar als «Judengenosse» denunziert wurde.³³

Erste Bekenntnisse

Trotz dieser Zurückhaltung meldete er sich gelegentlich beherzt zu Wort, wenn die Umstände es erforderten. Das tat er namentlich dann, wenn der Staat in seinen Augen seine Kompetenzen zu überschreiten und in die Bereiche der Meinungs- und Kunstfreiheit einzudringen drohte: Etwa als er die vollständige «Abschaffung der Theaterzensur als einer staatlichen Anmaßung» forderte,³⁴ als er die Freiheit auch obszöner und anstößiger Kunst gegen «Banausen oder Zeloten» vehement verteidigte³⁵ oder als er in einer Stellungnahme für die Polizei-Direktion München vom 30. April 1913 die Freigabe des Theaterstücks «Lulu» von Frank Wedekind befürwortete,³⁶ das zu Lebzeiten des Autor in München kein einziges Mal aufgeführt wurde, weil man es für anrühlig und lüstern hielt. Nicht so Thomas Mann, der wenige Jahre zuvor im «Zwanzigsten Jahrhundert» noch heftig gegen Oskar Panizzas «Liebeskonzil»³⁷ polemisiert und die staatlichen Zensurmaßnahmen gebilligt hatte und jetzt unter Protest aus dem Zensur-Beirat zurücktrat, weil man ihm nicht folgte. Der «Simplicissimus-Geist» als «Bildungsfaktor» hatte seine aufklärerische Wirkung anscheinend nicht verfehlt.³⁸

Auf dieser Linie lag es auch, dass Thomas Mann sich über den Kaiser mokierte, weil dieser den Dichter Detlev von Liliencron wegen «Liebäugeln[s] mit der Sozialdemokratie» kritisierte.³⁹ Mit der Intervention für Liliencron positionierte er sich 1910 en passant und sehr vorsichtig sogar parteipolitisch: an der Seite der SPD, die im Kaiserreich ständig um ihr Überleben fürchten musste. Dass ihm bei allem konservativen Habitus Berührungsängste mit links fremd waren, hatte er schon 1894 bewiesen, als er seine erste «halbwegs professionelle Arbeit»,⁴⁰ die Erzählung «Gefallen», in der Zeitschrift «Die Gesellschaft» veröffentlichte, die er später selbst als sozialistisch-naturalistische Kampfschrift bezeichnete.⁴¹

Solche Freiheiten nahm er sich auch in den Jahren danach immer wieder, ohne sich allerdings politisch wirklich festzulegen: 1910 erschien die Novelle «Schwere Stunde» als Nachdruck in einem sozialdemokratischen Sammelband, 1913 genehmigte er die erneute

Veröffentlichung seines Essays über Peter Schlemihl im SPD-Parteiorgan «Vorwärts», und im Frühjahr 1914 protestierte er mit anderen gegen die Konfiszierung der expressionistischen Zeitschrift «Aktion», das «kleine, tapfere und gescheite Organ der literarischen Linken».⁴² An einer Unterschriftenaktion für den wegen Geheimbündelei angeklagten Anarchisten Erich Mühsam beteiligte er sich ebenfalls⁴³ – ungewöhnlich für einen unpolitischen Siebenschläfer, der erst bei Kriegsbeginn aufgeschreckt worden sein soll.

Kleine und größere Signale, dass Thomas Mann die Inkubationszeit seiner Politisierung bereits vor 1914 hinter sich gelassen hatte und dass er mitnichten dem national-konservativen, sondern eher dem liberalen, wenn nicht linksliberalen Lager zuzuordnen war,⁴⁴ enthalten auch seine literarischen Werke, die hier nicht im Einzelnen analysiert werden können. Der Befund ist klar: Thomas Mann blendete Politik und Zeitgeschichte nicht aus, auch Zeitkritisches kam schon in den «Buddenbrooks» nicht zu kurz, vorausgesetzt, dass man auch in Dekadenz und Verfall des Patriziats eine Form der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte erblickt. In seinem zweiten Roman «Königliche Hoheit», der 1909 ebenfalls bei Fischer erschien, tritt das besonders deutlich zutage. Im Mittelpunkt des Buches steht ein finanziell fast abgebrannter feudaler Agrarstaat, ein Großherzogtum eher bescheidener Dimension, das sich übertriebenen Luxus leistet und viele Ressourcen in die Selbstrepräsentation steckt, anstatt in die Zukunft zu investieren. Der Ruin wäre unabwendbar gewesen, wenn es nicht Hilfe von einem steinreichen amerikanischen Unternehmer gegeben hätte, dessen Tochter den Regenten des Großherzogtums heiratet. Die Mitgift bildet den Grundstock der Sanierung. Dort, wo bis dahin das alte feudale Wirtschafts- und Wertesystem dominiert hatte, wird nun die kapitalistische Moderne eingeläutet, die ganz im Zeichen von Gemeinnützigkeit und sozialem Ausgleich stehen sollte.

Keine Frage, «Königliche Hoheit» ist nicht nur einer der «großen Geldromane»⁴⁵ von Thomas Mann. Es geht in dem modernen Märchen auch um brüderliche Konkurrenz, genauer um einen symbolischen «Brudermord»,⁴⁶ um Liebe zwischen Mann und Frau, das strenge Glück einer Ehe und viele andere Aspekte mehr. Die Basis

und den Rahmen bildet aber der Wechsel der Wirtschaftsform, der ganz dem Geist der Zeit entsprach. Thomas Mann überließ bei der Beschreibung dieses Wandels nichts dem Zufall: Er suchte den Rat von Experten, studierte einschlägige Literatur über das Leben an europäischen Fürstenhäusern und arbeitete sich in amerikanische Wirtschaftsgeschichte ein.⁴⁷ Mit so viel Gespür für ökonomische und politische Verhältnisse, dass es den Neid «mancher Landtagsabgeordneter»⁴⁸ erregt haben dürfte, und mit feiner Witterung für die permanente mentale Überforderung der Protagonisten, die aus dem unerhörten Wandlungstempo der kapitalistischen Wirtschaft resultierte.⁴⁹ Der selbst immer kränkelnde Autor spürte die Symptome der als Modekrankheit verschrienen Neurasthenie am eigenen Leib und hatte ihre Folgen schon am Beispiel von Thomas Buddenbrook aufgezeigt⁵⁰ – und tat es in «Königliche Hoheit» wieder. Der Vater der Braut, «Sinnbild der kapitalistischen Moderne», muss mit warmen Breiumschlägen im Bett liegen, er war nicht umsonst «krank vor Reichtum».⁵¹

Thomas Manns lange erwarteter zweiter Roman verfehlte die Erwartungen des Lesepublikums, das sich einen ähnlich großen Wurf wie die «Buddenbrooks» erhofft hatte; bis heute spielt «Königliche Hoheit» die Rolle des «Aschenbrödel» im Werk des Autors. Kein zeitgenössischer Kritiker kam aber auf die Idee, das Buch als unpolitisch abzutun. Im Gegenteil: Der österreichische Schriftsteller und Kritiker Hermann Bahr sah in dem Roman ein «marxistisches Märchen» und ein «Fanal der neuen Demokratie».⁵² Heinrich Mann «war entzückt über Bahrs Ausdeutung»,⁵³ und die Frauenrechtlerin Hedwig Dohm lobte und schätzte «offenbar das Sozialkritische» des Romans.⁵⁴ Thomas Mann selbst äußerte sich 1910 zurückhaltender: Ja, das Buch habe eine gewisse demokratische Tendenz,⁵⁵ die man aber nicht überbewerten dürfe, während er später, als es ihm opportun erschien, doch eine «vielleicht nicht uninteressante Wendung zum *Demokratischen*» darin erblickte.⁵⁶

Auch in den vor 1914 veröffentlichten Erzählungen schilderte Thomas Mann am Beispiel körperlich und seelisch verwachsener, gebrochener und deklassierter Existenzen die Ambivalenz der Gesellschaft des Kaiserreichs. Hinter der Fassade von Fortschrittsbe-

geisterung und Zukunftsgewissheit ist vieles brüchig, mürbe und überspannt, nur auf das Wenigste ist wirklich Verlass. Das zeigte Thomas Mann beispielsweise in der Novelle «Tod in Venedig», die Zeitgenossen nicht umsonst als eine Art «Menetekel der Vorkriegswelt» lasen.⁵⁷ Ob man deshalb dem marxistischen Literaturpapst Georg Lukács zustimmen muss, der in ihm einen Kritiker der kapitalistischen Welt erblickte, mag dahingestellt bleiben.⁵⁸ Ganz falsch lag er nicht. Thomas Manns Sensoren waren geschärft. Er registrierte die Verwerfungen und Stockungen, die Staat und Gesellschaft in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg prägten, und brachte sie in subtilen Sozialporträts zu Papier – anders als sein Bruder Heinrich, der nach vielen Holzwegen 1904/05 seine Bestimmung als fortschrittlicher politischer Schriftsteller mit Hang zum Spott und zur Satire gefunden hatte, aber thematisch und in der kritischen Stoßrichtung durchaus verwandt. Die Szenen aus dem Schulalltag in den «Buddenbrooks», die Musterungsepisode aus «Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull» oder die Charakterstudie des Schaffners («Das ist der Staat, unser Vater, die Autorität und die Sicherheit») aus der Erzählung «Das Eisenbahnunglück» – dies alles hätte ebenso gut in das Werk von Heinrich Mann gepasst und fand sich *cum grano salis* dort auch.

Dennoch kam es schon bald zu heftigen Reibereien zwischen den beiden, die im Ersten Weltkrieg eskalierten und zu einem in der Literaturgeschichte wohl singulären Bruderkrieg führten, der Thomas Manns politischer Entwicklung eine entscheidende Wende gab. Dabei hatte der Konflikt viele Ursachen, unter denen die Politik anfangs nur eine Nebenrolle spielte: die Arroganz Heinrichs gegenüber dem kleinen Bruder, die der Jüngere mit Zins und Zinseszins zurückzahlte, als die «Buddenbrooks» eine Auflage nach der anderen erlebten, das exzessive Konkurrenzdenken und der damit verbundene Neid auf den Erfolg des anderen, der zu zahlreichen, auch literarischen Revanchefouls führte. Hinzu kam das ausschweifende Sexualleben des Älteren, das Abscheu und Neid bei Thomas erregte, der mit den «Hunden im Souterrain» kämpfte,⁵⁹ sprich mit seiner Homosexualität haderte und sie nie ausleben konnte.

Schließlich das Werk selbst: Thomas Mann zehrte vor dem Ers-

ten Weltkrieg vom Ruhm der «Buddenbrooks», steckte ansonsten aber in einer Schaffenskrise, aus der ihm weder «Königliche Hoheit» noch «Tod in Venedig» einen Ausweg eröffneten. War er am Ende, ausgeschrieben, als Künstler vertrocknet schon in jungen Jahren? Von Selbstzweifeln dieser Art und Depressionen gequält und von der größer werdenden Familie strapaziert, fand er nur selten die Arbeitsruhe und -freude, die er brauchte. «So viel Ehrgeiz, so viel Sehnsucht nach Größe, so wenig gelingt.»⁶⁰

Der vitale Heinrich hingegen schrieb mehrere Bühnenstücke und warf zahlreiche Romane und Novellen auf den Markt, sein literarischer Ausstoß geriet nie ins Stocken. Thomas Mann passte so gut wie nichts an diesen wie im Akkord geschriebenen Büchern seines Bruders. Er schüttelte nur den Kopf über die Arbeitsweise, das Schnell-Schnell der Produktion, das sich um Feinheiten nicht scherte, den «Schmiß» und das Tremolo. Ihm missfielen die satirischen Überspitzungen, die schamlose sexuelle Offenherzigkeit und die «vollständige sittliche Nonchalance», zu der Heinrich sich häufig hinreißen ließ. «Diese schlaffe Brunst in Permanenz, dieser fortwährende Fleischgeruch ermüden, widern an», hatte er ihm schon am 5. Dezember 1903 mit brutaler Offenherzigkeit ins Stammbuch geschrieben.⁶¹

Nicht zu reden von der forcierten Modernität der Romane und den steilen politischen Botschaften, deren Inhalte Thomas Mann aber weniger störten. Ihn nervte das Plakative, das Direkte und das Überzogene, und ihn irritierte das Programmhafte der großen Worte wie Freiheit, Menschenglück und Menschenwürde, das bei einem Politiker angehen mochte, nicht aber bei einem Schriftsteller, der in seinen Augen auf die Nuance, die ironische Verschleierung und «Beseelung» des Stoffes achten musste. Heinrich fehle das «*Ethos* persönlicher Hingabe (die mit Liebe sehr verwandt ist)», er und seinesgleichen seien «mit ihrer Kunst weniger auf Erkenntnis, als darauf aus [...], was sie die <Schönheit> nennen [...]. Seine Bücher sind schlecht, aber sie sind es in so außerordentlicher Weise, daß sie zu leidenschaftlichem Widerstande herausfordern», ereiferte er sich in einem Brief an seine alte Förderin, die Schriftstellerin Ida Boy-Ed am 18. August 1904. Dennoch sei die «Empfindung, die seine künst-

lerische Persönlichkeit mir erweckt, von Geringschätzung am weitesten entfernt. Sie ist eher Haß.»⁶²

Politik spielte, wie erwähnt, in der schier endlosen literarischen Mängelliste, die Thomas Mann seinem Bruder 1903 per Post zustellen ließ und ein Jahr später gegenüber Ida Boy-Ed erneuerte, kaum eine Rolle.⁶³ In den Briefen, die sie sich vor dem Ersten Weltkrieg schrieben, findet sich nur gelegentlich eine wie hingetupfte «politische Pointe».⁶⁴ Dabei gab es durchaus politische Differenzen, die freilich latent blieben und das persönliche Verhältnis nicht ernstlich belasteten. Sie resultierten vor allem aus der Tatsache, dass Heinrich viel stärker auf die politische Bühne drängte als sein Bruder und dies mit sehr viel klareren Zielen. Heinrich hatte – vielleicht sogar als Antwort auf die Erfolge seines Bruders – Sozial- und Gesellschaftskritik zum Programm erhoben und gefordert, die Kunst in den Dienst der Politik zu stellen.⁶⁵ Dem kämpferischen Moralisten ging es um die Abschüttelung der Adelsherrschaft, die Etablierung von Republik und Demokratie nach französischem Vorbild und die Schaffung eines europäischen Staatenbundes, in dem Paris und Berlin den Ton bestimmen sollten. Bei Thomas hingegen befand sich vieles noch im Zustand der Gärung. Seine Ansichten hatten sich weder gefestigt noch in einer Art Agenda konkretisiert, wie sie dem Engagement Heinrichs zugrunde lag. Spürbar war allerdings schon, dass er der Frankophilie seines Bruders die eigene Russophilie entgegenstellte, der Republik ebenso skeptisch gegenüberstand wie der Demokratie und dass er die Monarchie zwar kritisierte, aber durchaus noch Entwicklungspotenziale in ihr sah. Auch in puncto Deutschland schieden sich die Geister. Thomas fühlte sich ihm viel stärker verbunden als sein Bruder, ohne dass er allerdings seine Neigung zum übernationalen Austausch und Ausgleich verleugnet⁶⁶ und seine Liebe für das «so überaus hoch geschätzte Vaterland»⁶⁷ übertrieben hätte. Der Mensch müsse «schon von einer gewißgradigen geistigen Beschränktheit sein, um Patriot sein zu können», hatte er 1893 in einem Essay über Heinrich Heine geschrieben,⁶⁸ dieses Diktum aber später stark abgeschwächt.

Der Schritt von der Latenz zur Virulenz der politischen Differenzen zwischen den Brüdern schien unendlich weit zu sein, eine Eskala-



Toxische Spannungen

tion fast ausgeschlossen, bis 1914 die Schüsse von Sarajewo fielen und alles veränderten. Als große Katalysatoren radikalisierten und ruinierten sie auch das Verhältnis der beiden Brüder, die bis dahin, wie mühsam auch immer, die Form wahrten. Im August 1914 stellte sich Thomas seinem Bruder noch als Trauzeugen zur Verfügung,⁶⁹ danach folgten noch ein paar Briefe und anscheinend ein größerer Streit, ehe Funkstille eintrat. Die Brüder lebten in «feindseliger Entfremdung»⁷⁰ und trafen sich erst 1922 wieder, als Thomas Mann nach Krieg und Niederlage längst ein anderer geworden war.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de